Radweg zum Fluss

Ein Rest von Rätsel, sagt der Schriftsteller Günter de Bruyn, bleibt bei dem Versuch, die Liebe zur brandenburgischen Landschaft zu erklären.

NOSHE / SPIEGEL WISSEN

Das Geräusch der Stille

In einem brandenburgischen Dorf entdeckt ein Journalist, wie schön es ist, wenn es nichts Neues gibt.

Von Stefan Berg

„Ja nich übel“

In Lunow lernte SPIEGEL-Autor Berg (l.) das zu schätzen, was sich nicht verändert – neben anderem die verschmitzte Ruhe von Gastwirt Quilitz.

ALS ICH ZUM ERSTEN MAL das Wort Lunow hörte, musste ich an dieses sowjetische Mondfahrzeug denken. Es hieß Lunoschod, war unbemannt und ratterte 1970 zum ersten Mal über die Kraterlandschaft des Mondes. Im Volksmund der damals noch real existierenden DDR wurde es Luno-Schrott genannt, ein feiner Hieb gegen den großen sozialistischen Bruder, Russenschrott eben.

Dann suchte ich Lunow auf der Landkarte. Lunow, aha, ein brandenburgisches Dorf an der Oder, östlicher geht es in Deutschland nicht. Mein Bruder, frisch ordiniert, übernahm dort seine erste Pfarrstelle. Das war im Sommer 1990.

Wenn ich heute mit dem Auto oder im Bus über die letzten Hügel fahre, bevor es hinunter Richtung Odertal geht, dann spüre ich in mir eine Veränderung. Die Spannung weicht aus meinem Körper. Ich summe. Oder pfeife ein Lied. Vollkommen absichtslos. Nicht mehr weit bis Lunow. Ich klopfe fröhlich gegen das Lenkrad. Lunow hat fünf Buchstaben, wie das Wort Liebe.

„Jeder Versuch, die Ursachen einer Liebe erklären zu wollen, wird mit der Erkenntnis enden, dass ein Rest von Unerklärbarem bleibt.“ Mit dieser Einschränkung beginnt der Schriftsteller Günter de Bruyn seine „Liebeserklärung an eine Landschaft“, ebenfalls eine brandenburgische, in der er seit Jahrzehnten heimisch ist. Also müssen auch bei meinem Versuch zu beschreiben, wie „Luno-Schrott“ zu „meinem Dorf“ wurde, Rätsel bleiben. Nach de bruynscher Definition wäre es ja sonst keine Liebe.

Damals, im Jahr 1990, schien mir ein Dorf am Rand des Landes vor allem ein sicherer Platz zu sein. In diesem wilden deutschen Wechseljahr war mir nach Distanz zumute, nach einem ruhigen Ort für einige Wochen zur Entspannung. Permanente innere Unruhe war die Folge der großen Unruhen von 1989. Alles war in Bewegung, als sollte die Bewegungsarmut von 40 Jahren DDR an einem Tag ausgeglichen werden. Ja, es war schön, aber auch verdammt anstrengend. Sich entscheiden will gelernt sein. So viele Wege standen plötzlich offen. Ich war Redakteur einer Kirchenzeitung, alle ehemals von der SED beherrschten Medien suchten nun „unbelastete“ Journalisten. Sogar Vize-Regierungssprecher hätte ich in Brandenburg werden können. Aber was wollte ich, damals 25, überhaupt?

Die Mehrzahl meiner Mitbürger nutzte in jenem Sommer die frisch gewonnene Reisefreiheit und das wenige verfügbare Westgeld, um sich endlich einen fernen Traum zu erfüllen: Italien oder Paris. Ich aber – etwas eigensinnig – setzte mich mit einem Freund aus Berlin gen Osten ab, nach Lunow, in das noch leerstehende Pfarrhaus, in ein mir bis dahin unbekanntes brandenburgisches Dorf an der Oder.

Die größte Attraktion dieses dünnbesiedelten Landstrichs ist der Mangel an Attraktionen. Dennoch hat das Örtchen Lunow im unteren Odertal – damals zählte es 1200, heute 1000 Einwohner – mehr zu bieten als jenen kurzen Weg hinaus aus dem Dorf über die Polderwiesen zur Oder. Als Erstes fiel uns der schöne Eingang des Friedhofs auf, über dem drei steinerne Engel wachen; deren Geschichte kannten wir noch nicht. Ein paar Meter weiter steht das Pfarrhaus neben hochaufgewachsenen uralten Linden und Kastanien, aus denen nachts beharrlich unberührt vom Systemwechsel das Käuzchen schrie.

WIR STAUNTEN über die Scheunen des Ortes, die uns sehr löchrig vorkamen, bis wir von deren speziellem Zweck erfuhren. Auf den Hügeln rings um Lunow standen und dufteten damals noch Tabakpflanzen, deren Blätter nach und nach von Hand geerntet, dann aufgefädelt und in Scheunen gehängt wurden. Dort trocknet der Tabak dank der Löcher im Bauwerk besser.

Tabak brachte Geld, viel Geld. Der Staat wollte zwar gesunde Arbeiter und Bauern, aber die Raucherei wollte er ihnen nicht austreiben. Guter Tabak kostete jedoch Devisen, die knapp waren, weshalb Lunower und andere – man könnte sagen – zum Zuge kamen. Lunow war deshalb ein wohlhabendes Dorf.

Der erste Bewohner, den wir kennenlernten, war Bernhard Quilitz. Wir trafen ihn in seinem Lokal „Quilitz“ in der Bauernstraße, der wichtigsten Straße des Dorfes. In einem freistehenden Haus befinden sich ein Gastraum und ein großer Tanzsaal

FOTOS: NOSHE / SPIEGEL WISSEN

Kern des Glücks

Auf den Wegen am Ufer der Oder zeigt die Landschaft jeden Tag ein anderes Gesicht. Nebel ist hier kein Verkehrshindernis, sondern gehört zum Lebensgefühl.

mit Bühne und eine auf verschiedene Etagen verteilte Wohnung für die Wirtsfamilie, die hier seit 100 Jahren das Schankrecht hat. Bernhard Quilitz ist ein inzwischen älterer Herr mit einem verschmitzten Lächeln. Von den meisten Gästen wird er „Onkel Bernhard“ gerufen, ein Umstand, der den Eindruck erweckt, hier seien alle verwandt. Was nicht ganz falsch ist. Aber zu erklären, welcher Quilitz hier mit welchem Lunschen wie zusammenhängt, würde mir schwerfallen. Es steht mir ohnehin nicht zu, denn ich bin eine Bulette. Buletten, so werden hier Berliner genannt.

An einem unserer ersten Abende hörten wir von draußen Musik bei „Quilitz“ – ein Tanzabend offenbar. Also hinein ins Vergnügen, dachten wir. Es ging ein paar Holzstufen hoch, dann durch eine Flügeltür in den Tanzsaal. Rechts lehnte der Wirt hinterm Tresen. Er wirkte durchaus gesellig, aber er warnte uns mit eindringlichen Gesten und wenigen Worten vor intensiver Kontaktaufnahme zu einheimischen Frauen. Auf die hatten anscheinend nur Einheimische das Recht, keine Buletten.

IN LUNOW beobachtete ich den rasanten Wandel, gemeinhin Systemwechsel genannt. Damals gab es in Lunow eine LPG, sie wurde ab- und umgewickelt, das Lokal „Pinkepank“ schloss, die Schule wurde dichtgemacht, ebenso die Post, der Schuhladen, das Textilgeschäft, ein Seifenladen, zwei oder drei Bäcker. Lunow wurde mein „Musterort“, an dessen Entwicklung ich Westdeutschen erklärte, warum Ostdeutsche nicht jeden Tag dankbar sind, nun im Geltungsbereich des Grundgesetzes gelandet zu sein.

So auch Quilitz, der Wirt. Er war durchaus froh über die Wiedervereinigung, aber stand in jenem Sommer 1990 an so manchem Abend vor seinem leeren Lokal und wusste nicht, wie er sein Gezapftes unter die Leute bringen sollte, wo doch die Büchse Bier im Supermarkt nur 46 Pfennig kostete. Als alle noch Arbeit oder zumindest Beschäftigung in Lunow hatten, war sein Restaurant ein obligatorischer Haltepunkt auf dem Heimweg. Nun aber bildeten Arbeits- und Wohnort keine Einheit mehr. Wenigstens die Billardabende sorgten weiter für Einnahmen. Der Wirt und seine Söhne sind bis heute von erstaunlicher Beweglichkeit, wenn sie erst einmal den Queue in den Händen halten. Das war eine meiner Lunower Lektionen: Phlegmatische Ruhe ist die Voraussetzung für den energischen und zielsicheren Stoß der Kugel. Ohne absolute Stille keine Schlagkraft.

Das galt auch für eine andere besondere Fähigkeit des Wirts: Bernhard Quilitz konnte die Fliegen fangen, die sich auf seinen Arm setzten. Er lauerte minutenlang, dann zack, hielt er die Beute in der Hand. Heute klappt es nicht mehr so gut, wofür er zwei Erklärungen anbietet: Entweder seien die Fliegen schneller – oder er langsamer geworden. Das übrigens ist der Lunower Humor, ihm muss auch der Name für den Dorfplatz entsprungen sein, auf dem gelegentlich Feste gefeiert werden – der „Pariser“, wie er genannt wird.

Ansonsten gelingt es den Leuten meist gut, ihre Herzlichkeit erst einmal zu verbergen. Hier ist nix „super“ wie in der Stadt. Hier fallen sich Unbekannte auch nicht um den Hals, als würden sie sich schon seit Jahrzehnten kennen. Man grüßt hier eher knapp: „tach“ oder „tach ooch“. Wer hier begeistert ist, sagt „Ja nich übel“. „Kann man nich meckern“, das ist ein Höchstmaß von Anerkennung. Begeisterung gibt es hier durchaus, sie drückt sich aber weniger in Worten aus.

Schon bei meinem ersten Besuch in Lunow hatte ich das Gefühl, auf irgendetwas Besonderes gestoßen zu sein. Einen eigenen Menschenschlag mit seinem eigenen „Lunschen“ Platt. In dem heißen Kartoffeln grundsätzlich Nudeln. „Riebenudeln“ sind also „Reibekartoffeln“. Zur Erklärung wird man mit einem Satz beschieden: Weil wir dit schon immer sagen.

Neben den Lunowern selbst ist die Oderlandschaft ein einzigartiges Naturereignis. Vom Dorf führt ein Asphaltweg – etwa einen Kilometer lang – zur Oder. Unzählige Male bin ich diesen Weg gelaufen oder mit dem Rad gefahren. Jedes Mal zeigt diese Landschaft ein anderes Gesicht. Fernsehen, Internet – wozu braucht man das?

So oft wie möglich stehe ich am Fluss, freue mich auf die Sonne, die von den Hügeln auf der anderen Seite herüberblinzelt. Im Sommer vertreiben die Strahlen schnell den Nebel, der fast immer über dem Wasser liegt. Im Winter türmen sich Schollen an den Buhnen zu Eisbergen auf. Herbst und Frühling kennen hier unendlich viele Zwischentöne und Farbenspiele. Und was für ein wunderbares Geräusch die Stille ist, ehrlich, ich hab es vorher nicht gewusst.

FOTOS: NOSHE / SPIEGEL WISSEN

Schutzengel

Nach einer Überlieferung erschienen im 19. Jahrhundert drei Engel, um den Teil des Dorfes rund um den Friedhof vor der Cholera zu bewahren. Nun bewachen sie das Tor.

Irgendwann bin ich mit meiner Frau das erste Mal zum Fluss gelaufen. Der Blick zu den über uns dahersausenden Vögeln war Anlass für allerlei Andeutungen, die Monate danach handfeste Folgen hatten. Unser Sohn wurde 1993 geboren. Wir mieteten einen Bauernhof in Lunow. Wir wanderten oft durch ein Tal mit dem schönen Namen Liebesgrund. Wir feierten hier die Geburtstage unserer Kinder, wir liefen durch den Wald, den wir wegen seiner wild durcheinander gefallenen Bäume Mikadowald tauften. Die Kinder lernten in Lunow, dass Hühner ohne Kopf noch ein paar Meter laufen können und dass Rehe manchmal wie Hunde bellen. Und die Eltern beobachteten gedankenversunken, wie die erwachsenen Störche ihre Jungen im Spätsommer aus dem Nest locken und ihnen das Starten und Landen beibringen, bevor diese auf eigenen Flugrouten davonziehen dürfen.

WENN WIR MIT DEM AUTO nach Lunow fuhren, wurde es immer ruhig vor der letzten Kurve. Gebannt blickten die Kinder nach vorn. Einen kleinen Wettbewerb trugen sie aus. Wer entdeckt zuerst das Ortsschild? Urplötzlich ging dann das Geschrei los. „Luuunoooo. Erster. Gewonnen.“ Oder die weibliche Variante: „Lunoooo. Ersteeeee. Gewonnen.“ Noch ein paar hundert Meter und wir waren da, in dem Dorf mit einem sehr speziellen Reiz. Es lag im Funkloch. Aussteigen. Ein quietschendes Hoftor, ein Fachwerkhaus, eine Scheune, Tiere, ein Storchennest. Willkommen im Paradies. Lunow, das ist wie ein Kinderwort, wie Lulu oder Lutscher.

Mitunter hatte ich in dieser Zeit das Gefühl, dass etwas nicht zusammenpasst. Inzwischen war ich Redakteur beim SPIEGEL. Das hektische Arbeiten in der Redaktion, der Wettbewerb um Neuigkeit und damit die Angst vor der Vergänglichkeit des soeben entdeckten, der Rhythmus der Familie, das Leben wochentags in der Stadt und am Wochenende auf dem Land, es war wie ein Leben in mehreren Zeitzonen. Den SPIEGEL, der so wichtig war für mich, den gab es nicht im Lunower Frischemarkt. Beim Wort „Spiegel“ denken die meisten hier noch immer zuerst an das Produkt eines Glasers. Das Lunower Ortseingangsschild markierte das Ende meiner Wichtigkeit.

Manchmal frage ich mich, was den Kern des Glücksgefühls ausmacht, wenn ich dieses Dorf betrete, wenn ich mit dem Fahrrad schon frühmorgens zur Oder fahre, wenn ich wie der Fluss selbst im Frühnebel verschwinde, den Aufgang der Sonne beobachte oder den Flug der Vogelschwärme, wenn ich durch die Straßen des Dorfes laufe und mich immer wieder an denselben Dingen erfreue. An den drei Engeln am Friedhofsportal etwa, deren Geschichte ich nun kenne. Sie hat sich im 19. Jahrhundert zugetragen. Die Cholera raffte unzählige Menschen hinfort, aber ein Teil des Dorfes, ein Winkel an der Kirche, blieb verschont. Eines Nachts hat einer aus dem Dorf damals drei Engel stehen sehen. Die Engel sollen den Teil des Dorfes beschützt haben. Später dankten es die Überlebenden und spendeten die Engel-Skulpturen.

Was also ist der Kern des Glücksgefühls? Dass die Dinge hier im wahrsten Sinne des Wortes überschaubar sind. Dass nicht alles dem Wandel unterworfen ist. Dass ich auf die Frage „Was gibt’s Neues?“ oft keine Antwort erhalte. Zwanzig Jahre war ich auf der Jagd nach Neuigkeiten. In Lunow lernte ich das zu schätzen, was sich nicht verändert.

AUCH EIN STÜCK Gemeinschaftsgefühl hat hier überlebt, das es in der Stadt so nicht gibt. Während in der Metropole jede Gruppe ihre eigenen Treffpunkte hat, ihre eigenen Lokale, sitzen hier alle – die mögen – im einzigen Gasthof des Dorfes. In Ermangelung von Ereignissen – Events gibt es hier schon gar nicht – bleibt Geschehenes länger in Erinnerung. Es wird wieder und wieder erzählt, ein bisschen geschönt, ein bisschen zugespitzt, bestimmt auch etwas verdreht. Aber wen stört, was dem Erzählfluss dient? Wenn die alten Geschichten die Runde machen, dann entsteht eine Gemeinschaft, die sich aus der Erinnerung speist, eine Erzählgemeinschaft. Sie lebt auch von der Hoffnung jedes Einzelnen, selbst einmal nicht vergessen zu werden.

Eine der Geschichten handelt von der mutigen Dorfgemeinschaft, die sich 1806 den französischen Besatzern widersetzte und preußischen Offizieren zur Flucht über die Oder verhalf. Die Geschichte ist verbürgt, die Lunower erhielten dafür einen Orden, der bis heute den Abendmahlskelch ziert. Aber hat der Pfarrer die Franzosen damals wirklich unter den Tisch getrunken? Darüber rätseln wir noch immer, abends beim Bier bei Quilitz.